

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

sey. Er fing daher an mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenackers ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierrathen im Gesichte herumging, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhofe zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Chronmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelspieler eben so sein Recht und seinen Meister finden möchte.

### Der wandernde Stuhl.

In einem Bremischen Handlungshause hielt sich vor einigen Jahren des Hauswirths Vetter, ein Candidat, auf. Aus Mangel an Raum mußte er ein Stübchen im Hintergebäude bewohnen. Dies war traurig für ihn, denn er hatte noch nicht alle Gespenstfurcht abgelegt, und sah wohl ein, daß das sehr verbaute Hinterhaus sich weit eher zum Wohnsitz von Geistern schicke, als das lichtvollere eigentliche Wohngebäude. Indessen, was war zu machen? Er mußte sich in sein Schicksal finden, und suchte jeden Abend durch einen lauten Stossseufzer vor dem Anfüge der schwarzen Nachrgespenster sich sicher zu stellen. Lange half auch dieses Mittel, bis es ihm endlich doch einmal den Dienst versagte.

Es war eine schöne, mondhele Sommernacht, als er spät aus einer Gesellschaft zurückkehrte, und nach zwölf Uhr noch wachend im Bette lag. Plötzlich fing ein vor seinem Bette stehender Stuhl an, von der Stelle zu gehen. Angst und Entsetzen ergreift ihn über dem Anblick der unnatürlichen Bewegung. Er zieht die Decke über den Kopf, hört aber noch immer das Schurren des spukenden Stuhls, faßt endlich ein Herz, und lauscht unter der Decke ein wenig hervor; aber bald jagt der noch immer tanzende Stuhl ihn in die Dunkelheit des vom Angstschweiß triefenden Bettes zurück. Endlich wird es stille; er kann indessen die ganze Nacht nicht

schlafen. Am nächsten Morgen erzählt er dem Hauswirth die Geschichte. Anstatt Theilnahme zu finden, wird er aber von diesem, der ein denkender Mann war, herzlich bemitleidet und tüchtig verlacht. „Bettler, sagte er, es spukt in ihrem Kopfe, nicht in meinem Hause.“

Nach einiger Zeit beginnt neuerdings der Stuhl seine übernatürlichen Wanderungen. Die Thür seines Schlafgemachs ist verschlossen, und er ist fest überzeugt, daß, außer ihm, Niemand im Zimmer seyn könne. Er steht und hört den unbegreiflichen Stuhlansatz, schwitzt auf's neue große Schweißtropfen und die Haare stehen ihm zu Berge. Lange vermag er es nicht, diesen Kampf mit sich selbst auszuhalten. Er entspringt endlich herzhast dem Bette, ergreift entschlossen — nicht den Stuhl — nur die Hofen, und entflieht glücklich und unergriffen dem lebendigen Holze. Aber auch nur wenig fehlte, er wäre die halbe Treppe hinabgestürzt. Er schlägt die Kärrtrommel; alles im Hause wird wach. Zwei von den Hausgenossen kehren mit ihm zurück, um die Sache zu untersuchen, und finden — alles in Ordnung, außer daß der Stuhl vom Bette, wo er hingesezt war, nach der Mitte des Zimmers gewandert ist.

Der Candidat bleibt ohne Trost sich selbst überlassen, und durchwacht den übrigen Theil der Nacht; weigert sich aber auch standhaft, fernhin auf dem verwünschten Stuhlzimmer zu schlafen. Indessen löste sich das Räthsel: Einer von den aufgeweckten Labendientern, der die läppische Furcht des Candidaten vor Gespenstern kannte, wollte sich das Verdienst um ihn erwerben, ihn von der Verächtlichkeit und Thorheit dieser Furcht zu überzeugen; und versuchte zu dem Ende folgende Pferdetur mit dem Schwachen:

Er bohrte an der einen Seite des Zimmers ein Loch in die Fußdecke, zog einen Bindfaden hindurch, und legte denselben in eine Spalte der Dielen des Fußbodens, da, wo diese nicht recht zusammen paßten. Um ihn dem Auge ganz zu verbergen, streute er Sand darauf. So hing nun das eine Ende des Fadens in das untere Zimmer hinab; das andere war an des Stuhles Bein angebunden. Man konnte also vom untern Zimmer aus den Stuhl, mittelst des Bindfadens vom Bette weg, fast bis an die gegenüberstehende Wand ziehen. Beim kaltblütigen Aufstehen des wandernden Stuhles würde der zu leicht

zählt er dem  
nastatt Theil-  
von diesem  
herzlich be-  
"Bettler,  
se, nicht in

uerdings der  
anderungen.  
ist verschlos-  
daß, außer  
können. Er  
in Substanz,  
Tropfen und  
Länge ver-  
mit sich selbst  
lich herzhast  
nicht den  
atließt glück-  
digen Holze.  
er wäre die  
schlägt die  
wird wach.  
ren mit ihm  
suchen, und  
ußer daß der  
gt war, nach  
ert ist.  
oft sich selbst  
übrigen Theil  
standhaft,  
Spukzimmer  
das Räthsel:  
abdienern,  
ndibaten vor  
das Verdienst  
Verächtlich-  
überzeugen;  
gende Pferde-

des Zimmers  
einen Bind-  
selben in eine  
ens, da, wo  
te. Um ihn  
teute er Sand  
Ende des Za-  
dab; das an-  
angebunden.  
Zimmer aus  
habens vom  
übersehende  
en Aufheben  
der zu leicht

getaußte Hasenfuß den ihm gespielten Be-  
trug auf der Stelle entdeckt haben. Aber  
der Kadendiener kannte wahrscheinlich seinen  
Heiden.

### Vertrauen in die Vorsehung.

Ein gewisser Lord wollte aus Irland nach  
England überfahren. Als er ins Vaterboot  
stieg, riß die Strickleiter, so daß er in das  
Boor fiel und ein Bein zerbrach. „Es ist  
gut, sagte er, denn es diener alles zu mei-  
nem Besten.“ Seine Freunde fragten ihn,  
wie sein Beinbruch und der Aufschub einer  
so nöthigen und wichtigen Reise ihm zum  
Besten gereichen könnte? „Die Vorsehung,  
antwortete er, weiß es am besten, ich bleibe  
dabei, was mir zum Heil gereichen soll.“ —  
Er mußte also zurückbleiben, und das Paket-  
boot segelte ab; aber bald erfuhr man die  
traurige Nachricht, daß es auf der See durch  
einen schrecklichen Sturm untergegangen sey,  
und nar ein Mensch davon habe gerettet  
werden können.

Wohl dem, der diesen Glauben hat: es  
diener alles zu meinem Besten! denn  
er hat den kräftigsten Trost, womit er sich  
bei allen widrigen Zufällen aufrichten und  
sein Herz beruhigen kann.

### Weise Sparsamkeit.

Wer ein guter Haushälter seyn will, muß  
auch geringe Sachen zu Rathe halten. Ja es  
ist eine zuverlässige Bemerkung, daß wer in  
Kleinigkeiten nicht zu sparen weiß, auch im  
Großen kein so ganz guter Wirthschafter seyn  
wird, als er seyn sollte oder könnte.

Als man in London zur Erbauung des  
großen, besonders für Blinde bestimmten  
Bedlam-Hospitals eine Kollekte veranstaltete,  
kamen zwei von den Männern, welche zur  
Einsammlung der Beitrags-Gelder angestellt  
waren, an ein Kaufmannshaus, dessen Thüre  
halb offen stand. Wie sie in dasselbe hinein-  
treten wollten, hörten sie den Hausbesitzer  
seiner Magd darüber Vorwürfe machen, daß  
sie einen Schwefelkaden, der nur einmal an-  
gezündet worden, unbedachtsamerweise weg-  
geworfen und zertreten habe. Hier sahen die  
Männer einander lächelnd an, und der Eine  
flüßterte dem Andern zu: „Hier wird's wohl

nicht dich ausfallen, und was wir da einsam-  
meln werden, wird uns die Sacke nicht stark  
zerreißen.“ — Sie traten endlich ein, und  
sagten nun dem Kaufmann die Ursache ihres  
Besuchs. Er hörte sie aufmerksam an, ent-  
fernte sich stillschweigend in ein Nebenzim-  
mer, und brachte aus demselben 400 Stück  
Guineen (ungefähr 9000 Franken) mit, zählte  
ihnen solche vor, und steckte sie in ihren Wü-  
stel. Die Sammler machten große Augen,  
und konnten nicht umhin, ihr Erstaunen über  
diese Freigebigkeit zu bezeigen; sie sagten es  
dem Kaufmann unverholen, was sie vor der  
Thüre gehört hatten. — „Meine Herren,  
erwiderte er ihnen hierauf, ihr Erstaunen  
ist durch etwas sehr Unbedeutendes veranlaßt  
worden. Als ein Mann, der nach haushäl-  
terischen Grundsätzen handelt, spare ich mein  
Geld, um da, wo es zweckmäßig angelegt ist,  
desto mehr geben zu können. Eben dadurch,  
daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt,  
kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthä-  
tig seyn zu können.“

Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit,  
der bloß des Geizes sich zu schämen glaubt;  
und wie mancher schämt sich der Wohlthä-  
tigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwen-  
dung hält.

### Die geschwinde Reise.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die  
Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in  
Stuttgardt um einen ganzen Tag verspätet.  
Also mußte er die Ertrapost anspannen lassen.  
Wie fange ich's an, sprach er zu sich selbst,  
daß ich geschwind und doch mit geringen Ko-  
sten aus dem Feld komme? — Postillion,  
sagte er, als er in die Kalesche saß, fahre  
langsam, denn ich sitze nicht nur auf einem  
Kutschensissen, sondern auch auf einem Blut-  
geschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde  
da auf der linken Seite wirst du hoffentlich  
sehen. Eigentlich aber war sie nicht wohl zu  
sehen. Denn fürs erste war der Kopf mit ei-  
nem Tuche verbunden, das zwar blutig aus-  
sah; aber fürs zweite hatte er unter dem  
Verband nichts weniger als eine Wunde.  
Wenn du recht langsam fährst, sagte er, so  
soll's dich auf der Station gewiß nicht ge-  
reuen. Der Postillion dachte: diesen Gefallen  
kann ich den Pferden schon erzeigen, und,  
was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und

fuhr so langsam, daß die Pferde eins ums andere vor langer Weile zu gähnen anfiengen, und fast eingeschlafen wären, was doch sonst selten geschieht. Aber der Italiener schrie dennoch unaufhörlich fort: Zetter und Mordio! o mein Kopf! o mein Bein! fahr langsam! Der Postillion sagte: Wollt ihr denn auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich euch abladen; ich kann doch nicht fahren als wenn ich Dung auf den Acker führte. Thu' ich nicht langsam genug? — Ich schieße dich todt, wenn du nicht gemacht fährst! brüllte der Passagier in einem fort. Auf der Station in Ludwigsburg, wo sie endlich mit Mühe und Noth angelangt waren, gab er dem Postillion zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein paar verrufene Kreuzer, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens 48 Kreuzer, auch einen Gulden, und noch darüber; wenn's recht pressirte und in der Tasche klingelte, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellungen des Postillions und alles Protestiren dagegen half nichts. Hab' ich euch nicht schlecht genug geführt? fragte er. Nein! du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh' zum Henker! Der Postillion nahm das Geld, und dachte: lieber etwas als gar nichts; aber wart' nur, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger einspannte, fragte er den Stuttgardter: ist der Weg gut? Schlecht, antwortete der Stuttgardter, und winkte ihm bei Seite. Da erzählte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sey. Fahr' den Kezer drauf los, sagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat ein Blutgeschwür, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe, und, wer weiß, was sonst noch Alles mehr.

Als der Postknecht auffaß, sagte der Passagier: Fahr' langsam Schwager, es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an. Aber der Postillion dachte: dein Trinkgeld kenn' ich schon. Meine Pferde sind auf gesunde Herrn dressirt, sagte er; ich kann sie nicht halten, wenn sie im Laufen sind, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der arme Passagier in der Kalesche bitter vor Gott und nach Gott, droht, lamentirt, und flucht daß sich der Himmel mit dicken Wolken überzieht; alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer

wie dem erstern. — Was bringst du mir für einen presthaften Herrn? fragte der Besigheimer. Fahr' ihn vollends zu todt, den Knicker! sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm. — Und so rekommandirte ihn Einer dem Andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam als nöthig war. Zu Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Erstaunen des Postillions ferngründ aus der Kalesche, und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

### Es ist nicht immer gut in der Lotterie gewinnen.

Leicht gewonnen, leicht zerronnen, ist ein altes bewährtes Sprichwort. — Kein Geld schafft wohl weniger Nutzen als das in der Lotterie gewonnene. Ist es wenig, wie zum Beispiel ein Aemblein von 27 Franken oder so etwas, dann ist dies nur ein Antrieb mehr zu wagen, um noch mehr zu gewinnen. — Weil aber die Aemblein nicht so schnell aufeinander folgen wie die Ziehungen, so geschieht gemeinlich, daß die 27 Franken wieder unvermerkt dahin zurückfließen wo sie herkamen, und nehmen noch 27 Franken mit, oder gar ein Stück Kleidung oder Bettzeug, wenn es etwa an Franken fehlt. Ist aber der Gewinnst groß und nahhaft, von etlichen Hunderten oder Tausenden, dann verleitet er manchmal den Beglückten zu so tollen Streichen, daß es besser für ihn gewesen wäre, er hätte verspielt. Diese Beispiele sind zwar schon etwas seltener. Auch spreche ich hier nur im Allgemeinen, und weiß gar wohl, daß es Ausnahmen geben kann, und auch wirklich giebt. — Von diesem Allem ist aber jetzt hier die Rede nicht, sondern von einem Unglück ganz anderer Art, das einen armen Schlosserjungen in Rom voriges Jahr im Monat August betroffen hat, der eine Lerne gewann. Dieser, als er seine drei Numern auf der Glückstafel fand, eilte (mit welchem Jubel, kann sich Jeder leicht denken,) in das Bureau, sein Geld zu holen. Aber der Kollekteur, ein kluger verständiger Mann, trug Bedenken, einem jungen Knaben so viel Geld einzuhändigen, und sagte ihm, er möchte entweder einen Verwandten, seinen Vogt,

du mir für  
der Besig-  
tobt, den  
ger, es ist  
— Und so  
ndern, und  
davon als  
eine Stunde  
nötig war.  
erwunderung  
ions fernge-  
ab ihm auch

in der

n.

men, ist ein  
Kein Geld  
das in der  
ig, wie zum  
Franken oder  
Antrieb mehr  
erwinden. —  
schnell auf-  
gen, so ge-  
Franken wie-  
n wo sie her-  
ankten mit,  
er Bettzeug,  
Ist aber der  
von etlichen  
n verleitet er  
tollen Strei-  
wesen wäre,  
ele sind zwar  
eche ich hier  
ß gar wohl,  
n, und auch  
Allem ist aber  
n von einem  
einen armen  
es Jahr im  
er eine Tonne  
drei Numern  
(mit welchem  
nken,) in das  
ber der Kol-  
Mann, trug  
u so viel Geld  
t, er möchte  
seinen Bogr,

oder seinen Meister mitbringen, so wolle er ihm den Gewinnst ausbezahlen. Doch auf die dringende Bitte des Knaben, der ihm sagte, daß er keinen Vater mehr habe, daß seine Mutter bedürftig und krank sey, und er ihr gern eine unverhoffte Freude machen wolle, gibt er ihm endlich 40 Franken auf Abschlag der Summe.

Der gute Junge läuft voller Freuden zu seiner Mutter, und händigt ihr das Geld ein, eilt dann zu seinem Meister zurück, zeigt ihm den Zettel, und bittet ihn bringend mit ihm zum Kollektor hinzugehen, daß er seinen Gewinnst heben könne, um ihn ungesäumt der kranken Mutter zu bringen, die, wie er hoffe, dann bald gesund seyn würde. Dies war der Plan des edelmüthigen Jungen; aber der Meister hatte einen andern beschloffen. Er war von jeher ein geldgieriger Mann gewesen, und menschliche Gefühle waren schon längst in seiner Brust abgestorben; der Anblick des gewonnenen Looses verhärtete sein Herz noch mehr, und der Böse hatte nun keine große Mühe, ihm den verruchtesten Anschlag einzuschleusen. — „Ich will gleich mit dir gehen, sagte er mit teuflischer Freundlichkeit zu dem Jungen, hole mir nur noch einen Korb voll Kohlen aus dem Keller heraus.“ Der Junge nimmt einen Korb und steigt binab. Aber der Meister ergreift einen schweren Hammer und schleicht ihm nach: ein Streich von hinten auf den Kopf, und der Junge liegt entseelt zu seinen Füßen. Jetzt nimmt der Meister den Zettel, und verscharrt den Leichnam in einem Winkel des Kellers. Er eilt hierauf in das Bureau, den Gewinnst zu heben; aber der Kollektor will ihn nicht anders ausliefern als in Gegenwart des Jungen, des wirklichen Besitzers des Looses. Man fragt nach ihm, und nach der Ursache seiner Abwesenheit. Der Schloffer gibt verwirrte Antworten. Der Kollektor faßt ihn scharf ins Gesicht: das böse Gewissen war ihm auf die Stirne geschrieben. Er faßt Verdacht, und zeigt seinen Argwohn bei der Obrigkeit an. Man untersucht, und das im Dunkeln des Kellers verübte Verbrechen kommt bald an den Tag. Der Mörder wurde hierauf eingezogen, verhört, zum Geständniß gebracht, und erbotete den Lohn seines Verbrochens auf dem Schaffot. Der Lotterie-Gewinnst wurde zwar der armen Wittwe ausgeliefert; aber welcher armseelige Trost für den Verlust eines geliebten Sohnes!

## Eine rührende Geschichte.

Räuber machten das Gebiet von Enoz unsicher. Der Alcayde, Eidy-Moulou, sandte einige Mannschaft gegen dieselben, welcher es gelang sie auseinander zu sprengen und ihre Befehlshaber gefangen zu nehmen. Diese wurden dem Alcayde vorgeführt, der seinen Richterstuhl bestieg, um das Urtheil über sie zu fällen. Er war von Soldaten umgeben, die unter dem Kommando eines Offiziers mit Namen Hamedy stunden, der in Erfüllung seiner Amtspflichten sich immer ausgezeichnet hatte.

Der erste Verbrecher, welcher vorgeführt wurde, war ein Greis von fünf und fünfzig Jahren, und der Vater eben dieses Hamedy. Der Alcayde wollte, aus Rücksicht für diesen Offizier, diesen Greis nicht mit dem Tode bestrafen, und befahl daher, daß man ihm am gewöhnlichen Richtplatze nur die Hand abhauen sollte.

Der Greis verließ hierauf den Gerichtssaal, und schon schickte sich einer der Soldaten an ihm zu folgen, als der junge Hamedy das Wort nahm, und sich es vom Alcayde als eine Gnade ausbat, das Urtheil selbst vollziehen zu dürfen.

Bedenket doch, sagte ihm Eidy-Moulou, daß dieser Greis euer Vater ist. — Ich weiß es, antwortete Hamedy; aber er hat sich eines Verbrechens schuldig gemacht, und ich sehe mich nicht mehr als seinen Sohn an. Ich werde keine so schöne Gelegenheit mehr finden, Ihnen meine Ergebenheit zu beweisen, und den Eifer an den Tag zu legen, den ich für den Dienst meines Fürsten hege, so wie der Haß, der mich gegen seine Feinde befeelt.

Diese Worte eines unmenschlichen Sohns erregten Verachtung und Schauer bei der ganzen Versammlung. Umsonst versuchte es der Alcayde, seinen Entschluß umzustimmen; endlich, von Abscheu durchdrungen, gestattete er ihm den gräßlichen Vorzug, den er sich so sehnlich erbeten hatte, faßte aber bei sich den Entschluß, dieses Ungeheuer von der Welt zu schaffen. Während Hamedy abwesend war, befahl er einem Soldaten sich bereit zu halten, diesem Offizier auf den ersten Wink den Kopf abzuschlagen.

Bald kam Hamedy mit der abgehauenen Hand zurück, die er ruhig einem Sklaven des Alcayde überreichte. Dieser, im ersten

Augenblick seines Unwillens, gibt dem Soldaten das verabredete Zeichen. Ein Schwertschreich zischt, und der Kopf Hamedy's rollt vor die Füße Eidy-Moulous; der Leichnam stürzt zusammen, und Jedermann entdeckt nun, daß — ihm eine Hand fehlt.

Dieses Opfer der Kindesliebe hatte nur darum das Urtheil zu vollziehen verlangt, um seinen Vater zu retten. Er hatte sich zu ihm begeben, und ihm gesagt: „Entfernet euch, der Alcayde will euch mir zu Liebe bequaden.“ Kaum war der Alte weggegangen, so haut sich der edelmüthige Sohn die Hand ab, wickelt die Wunde in den langen Ärmel seines Dollmanns, und kommt zurück mit ruhiger Geberde, von seinem Auftrage Rechenschaft abzulegen.

Eidy-Moulou war vor Schmerz und Reue durchdrungen, als der Greis selbst mit aufgehobenen Händen wieder hereintrat, und sich voll Verzweiflung über den Leichnam seines Sohnes stürzte. Diese rührende Szene erweichte selbst die Hentker des Alcaydens. Hamedy wurde mit Ehrenbezeugungen an einen besondern Ort begraben, neben welchem man eine Moschee (so nennt man die türkischen Bethäuser) aufbaute. Sein Vater überlebte ihn nicht lange mehr.

Hat man je einen schönern Zug kindlicher Liebe gelesen? Wie schnell mußte hier nicht der tiefste Abscheu sich in die höchste Bewunderung bei allen Anwesenden verwandeln, sobald sie die außerordentliche That Hamedy's beim Anblick seines verstümmelten Arms nur ahnden konnten! — Gewiß sind meine Leser tief gerührt worden; um sie wieder aufzuheitern, will ich Ihnen nun auch eine lustige Geschichte erzählen.

### Der große Schwimmer.

Vor dem Kriege mit England gieng wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück: denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen ehe das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. — Dies schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein paar Tage hier

sitzen bleiben und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, besser, ich gebe einem Schiffsmann ein Trinkgeld und fahre dem Postschiff nach; denn ein kleines Boot fährt geschwinder als das schwere Postschiff, und holt es bald ein.“ Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, sagte der Schiffsmann: „Wenn ich daran gedacht hätte, so hätte ich ein Spanntuch mitgenommen;“ denn es fieng an zu tröpfeln; ja in kurzer Zeit strömte ein Regenguss aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: das giebt einen Spas. „Gottlob! sagte endlich der Schiffsmann, ich sehe das Postschiff.“ Als er nun an demselben angelegt hatte, und der Gaskonier war hinausgellerert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiffe saß, wunderte sich jeder wo er herkomme, so spät, so allein, und so naß. Denn in einem solchen Meer-schiffe sitzt man wie in einem Keller, und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffleute, vor dem Gestöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen, nicht was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus, sagte einer, als wenn ihr wäret gekielholt worden.“ — (Das heißt unter dem Schiffe durchgezogen, und ist eine Strafe bei den Seeleuten.) —

„So, meint ihr, sagte der Gaskonier, man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ichs auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron (eine Insel an der französischen Küste) und schwimme alle Montage mir Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weiß geschwinder geht. Aber jetzt habe ich etwas in England zu verrichten. Wenns erlaubt ist, fuhr er fort, so will ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicherweise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nicht mehr weit seyn nach Dover.“ — „Landsmann, sagte ein Engländer zu ihm, wenn ihr von Calais bis hierher geschwommen seyd durch das Meer, so seyd ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London.“ — „Ich gehe keinem aus dem Wege, sagte der Gaskonier.“ — „Wollt ihrs mit ihm versuchen, erwiederte der Engländer, wenn ich hundert Louisd'or auf euch setze?“ Der Gaskonier sagte: „Mir an!“ —

haben, bis  
Mein, dachte  
ffsmaun ein  
schiff nach;  
hwinder als  
es bald ein."  
erzeuge saß,  
ch daran ge-  
untuch mit-  
zu tröpfeln;  
yngung aus  
nn noch ein  
n unten sich  
nier dachte:  
! sagte end-  
Postschiff."  
t hatte, und  
ert und kam  
m Meer auf  
zu der Reise-  
wunderte  
it, so allein,  
ichen Meer-  
Keller, und  
tschaft, vor  
or dem Ge-  
und Brau-  
en vorgeht,  
an, daß es  
töge einer,  
oben." —  
urchgezogen,  
eleuten.) —  
konier, man  
nn das noch  
ernen denn  
ne Insel an  
wimme alle  
lungen nach  
winder geht.  
land zu ver-  
er fort, so  
n, weil ich  
n habe. Es  
mehr weit  
mann, sagte  
von Calais  
ch das Meer,  
en Schwim-  
keinem aus  
— „Wollt  
rte der Eng-  
or auf euch  
Wir an!" —

Reiche Engländer haben im Gebrauch, auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen zu verwetten. (Wir haben voriges Jahr schon ein Beispiel davon angeführt unter dem Titel der Faunstam p f.) Deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gasconier auf seine Kosten mit sich nach London, und hielt ihn gut im Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Milord, sagte er in London zu einem guten Freunde, ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilts 100 Guineen, er schwimmt besser als euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!" Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Plage an dem Themsefluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und werteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gasconier, ein, zwei, fünf, zwanzig Pfund Sterling, je nachdem der Beutel gespickt war; und der Mohr schlug den Gasconier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gasconier mit einem ledernen Riemen noch ein Ristlein an den Leib, und sagte nicht warum, als wenn es so seyn müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt ihr mir vor? habt ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleifugeln an die Füße binden müßte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang?" — Der Gasconier öffnete das Ristlein, und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein paar Knackwürste und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch eben fragen, wo ihr eure Lebensmittel habt? denn ich schwimme gerades Wegs den Themsefluß hinab in die Nordsee, und durch den Canal ins atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein; denn bis Montags, als den 16ten, muß ich wieder in Dleron seyn. Aber in Cadix im Rößlein will ich Morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, damit es fertig ist bis ihr nachkommt." — Der geneigte Leser hätte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus dem Handel ziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Entschick, sagte er zu seinem Herrn, kann ich nicht in die Wette schwimmen; thut was ihr wollt" und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gasconier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung;

der Mohr aber wurde von Jedermann ausgelacht. Denn ob man gleich merken konnte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelschere war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem fecken Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Lebtag in keinem Wasser gewesen sey.

### Geistesgegenwart und Entschlossenheit.

Graf Tellwitz befand sich einst auf der Reise von Warschau nach Petersburg. Mitten auf derselben, in einer leichten Kalesche, und nur von einem einzigen Bedienten begleitet, überfiel ihn eines Tages, schon auf liefländischem Grund und Boden, noch zwei oder drei Meilen von der Stadt entfernt, wo er zu übernachten gesonnen war, ein gewaltiger Platzregen. Die Jahreszeit war kalt, der Abend schon nahe, er selbst bis auf die Haut durchnäßt. Durch das Regenwetter war die Dunkelheit verstärkt. Ein Wirthshaus, das gerade am Wege, wiewohl einzeln stand, kam unserm Reisenden sehr gelegen. Er lehrte hier ein, mit dem Vorsatz, des andern Tags sich desto zeitiger auf den Weg zu machen.

Die Leute im Hause schienen dienstfertig und gutherzig genug zu seyn. Man räumte sofort ein oberes Zimmer, das sauber und nett war; man versprach für ein gutes Abendessen zu sorgen; kurz, der Graf hatte allen möglichen Grund, mit seiner Einkehr zufrieden zu seyn. Von Jugend auf des Herumstreichens gewöhnt, pflegte er in Wirthshäusern nur wenig auf seinem eigenen Zimmer, und desto mehr in der allgemeinen Gaststube sich aufzuhalten; war da gegen Jedermann, er mochte einheimisch oder fremd seyn, gesprächig, zuvorkommend, spaßhaft sogar; gab Scherz aus, und nahm Scherz ein; erzählte, und ließ sich wieder erzählen; und verband mit dieser Geselligkeit einen einnehmenden Ton und eine männlich schöne Bildung.

Auch jetzt hieng er seiner gewöhnlichen Laune nach; brachte wohl ein Stündchen und drüber unten im Speckzimmer zu; unterhielt sich mit dem Wirth, der sonst Kriegsdienste gethan; unterhielt sich noch mehr mit

der Wirthin, einem jungen, fast bildschönen, aber jetzt hochschwangeren Weibchen; bot sich ihr zum Bräutigam für ihren Erstling an; erlaubte sich scherzend nach der Aufführung ihres Mannes, nach ihrer eigenen Zufriedenheit mit dem Ehestande; prophezeite ihr einen Sohn, oder wohl gar zwei auf einmal; mit einem Worte, erlaubte sich mancherlei Kurzweil, die junge Weiber von diesem Stande und um diese Zeit gern hören, wenn sie gleich thun, als ob sie vor Scham nichts über's Haupt wegblitzen könnten.

Während dieses Gesprächs lief in eben derselben Stube ein junges Dienstmädchen oft auf und ab. Wohl möglich, daß der Graf sie nicht einmal bemerkte; aber um desto genauer hatte sie ihn bemerkt. Der schöne, wohlgewachsene Mann, die Munterkeit seines Gesprächs, selbst die fremde Uniform die er trug, gefielen ihr von ganzem Herzen. Sie hätte gern tagelang ihm zugehört; sie hätte noch lieber sich selbst mit ihm unterhalten. Sie wußte überdies wirklich eine Sache, die ihn sehr nahe angien, wovon er sich nichts träumen ließ, die er bald erfahren mußte, oder es war nachher zu spät. Seine Unwissenheit, seine Sicherheit thaten ihr weh. Zwar sie selbst wagte, wenn sie hier hinein sich mischte, unendlich viel. Aber so oft sie ihn wieder ansah, dachte sie bei sich selbst: Er ist doch gar zu liebenswürdig! Sie konnte sich nicht erwehren, sie mußte ihn, als sie einst wieder bei ihm vorbeilief, am Kleide zupfen.

Ellwitz wußte es, sah sie an, merkte, daß sie ihm winkte, wußte freilich nicht warum, oder dachte sich, nach einer gewöhnlichen Eitelkeit seines Geschlechts, einen gewissen Grund, der wenigstens für jetzt noch Aufschub leiden könne. Indes, das Mädchen war jung, und wie es ihm schien, nicht übel gestaltet. Ansehen und Anhdren konnte er sie ja doch wohl. Als sie daher wieder hinausgegangen war, nahm er sich bald darauf ebenfalls den Vorwand frische Lust zu schöpfen. Sie wartete seiner bereits an der Küchenthüre, winkte ihm, in den Hof zu gehen, folgte ihm ängstlich und eilend, und sprach:

„Um Gottes Willen, gnädigster Herr, sehen Sie sich vor! Sie sind nicht unter so ehrenreichen Leuten als Sie wohl denken. Man weiß daß Sie Geld bei sich führen. Man ist Willens, Ihnen dieses sowohl, als auch das Leben, in nächster Nacht zu rauben. Schon nach Helfershelfern wird geschickt. Seyn Sie

auf ihrer Hut! Aber, um Gottes Willen, verrathen Sie mich nicht! Merkt man, daß ich Sie warnte, so kostet es mir das Leben. Das weiß ich, und konnt's doch nicht über's Herz bringen, einen so braven Diener und so hübschen Herrn gleichsam in seinen Sünden erschlagen zu lassen.“

Ellwitz stuzte bei dieser Rede, wie man wohl denken kann, gewaltig. Ein Mann von gemeinem Kopfe hätte sogleich nach der Flucht sich umgesehen. Er, wiewohl er nur ein paar Sekunden Zeit zum Ueberdenken hatte, begriff doch leicht, daß jeder Versuch zum Entweichen, jetzt, in der Nacht, in einem stockfinsternen Lande, und unter solchen Umständen, gleich gefährlich, wo nicht gefährlicher noch als ruhiges Dableiben sey. Eine fast unglaubliche Gegenwart des Guten leitete ihn daher auf ganz andere Gedanken. Er hielt das Mädchen, das sich wieder entfernen wollte, schnell beim Arme zurück. „Nur noch ein Wort, liebes Kind! sprach er, lebt der Wirth einig mit seiner Frau?“ — „Vollkommen.“ — „Hat er sie wirklich lieb, sehr lieb?“ — „Fast wie sein eigenes Leben.“ — „Gut, gut! nun geh! Rett' ich mich, so soll zum Dank auch dein Glück gemacht seyn. Sterb' ich, so stirbt deine Warnung mit mir. Verrathen werd' ich dich nie. Selbst meinem Bedienten laß nichts davon merken!“

Das Mädchen slog in die Küche; der Graf kehrte ins Gastzimmer zurück. Keine Miene verrieth ihn; seine Laune war ganz die vorige noch, oder schien es wenigstens zu seyn. Selbst seine Abendmahlzeit ließ er sich unten auftragen, und aß nur mit dem Bediente, daß seine lieben Wirthsleute an den Speisen sowohl als an seinem Flaschenkeller Antheil nähmen. In Freundlichkeit verhielt er, was nun schon leiser Argwohn geworden war. Nach dem Essen befahl er dem Bedienten, seine Chatulle, die noch angeschraubt im Wagen stand, herzu bringen. — „Herr Wirth, sprach er, viel ist nicht mehr darinnen, doch ein paar hundert Rubel, die mich bis Petersburg bringen sollen, könnte sie wohl noch enthalten. Diese hält' ich gern gut verwahrt, und wo könnte das besser geschehen als in ihren Händen? In acht Wochen, wenn ich wieder zurückkomme, wird sie hoffentlich in Golde schwerer seyn als jetzt in Silber. Dann lehr' ich sicher wieder hier ein, und wenn sich indes, wie ich hoffe, mein Patzchen eingefund'en hat, so bring' ich auch ihm ein Patzengeschenk von wenigstens

fünfzig Rubel mit." Man nahm diese Zusage mit tausend Dank an, und versprach, die Chatulle die Nacht hindurch unterm Kopftisch zu verwahren.

Gleich darauf verlangte der Graf Licht, um auf sein Zimmer und zur Ruhe zu gehen. Der Wirth wollte ihm leuchten. — „Wissen Sie wohl, Frau Wirthin, hob Tellwitz lachend an, daß dieses Leuchten ein Geschäft wäre, welches ich viel lieber Ihnen gönnte? Scherz bei Seite, schönes Weibchen, ich habe den Aberglauben, daß ich allemal noch eins so gut schlafe, wenn mir eine hübsche Frau, statt einer Mannsperson, die Nuhstätte anweist." Die Frau schien sich über diesen Vorschlag zu wundern, und keine rechte Lust zu dieser Mühsal zu haben. Aber immerfort scherzend drang der Graf das eine Licht ihr auf, nahm sie unterm Arm, und mit stetem Scherzen, daß sie doch ihrem künftigen Gevatter eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen werde; daß Bewegung nach Tische, zumal in jetzigen Umständen, ihr gesund sey; daß sie ja auch ihren ehelichen Ehrenwächter mit heraufnehmen könne; und mit dergleichen Vossen mehr beugte er sie endlich zum Mitgehen; oder vielmehr, Wirth und Wirthin leuchteten ihm zugleich.

Jetzt traten sie ins Zimmer. Hier hatte Tellwitz selbst, so wie er vom Wagen abgestiegen war, einen doppelläufigen Karabiner, den er immer, mit Kugeln scharf geladen, auf Reisen bei sich zu führen pflegte, an einen Nagel aufgehängt. Er hütete sich wohl, auch nur einen Blick vor der Zeit darauf zu werfen. Doch, indem nun die Frau ihr Licht auf einen Tisch im Fenster setzte, indem sie eben eine gute Nacht ihm wünschen wollte, griff er rasch nach jenem Gewehr, trat noch rascher zwischen Wirth und Wirthin, und rief mit einer Stimme, die von Scherz und Lachen plötzlich in rauhesten befehlenden Ton überging: „Rein, gute junge Frau, so hurtig scheiden wir nicht von einander! Auf diesem Stuhle, vor diesem Tische hier werden Sie sich niedersetzen, und diese Nacht in meiner Gesellschaft durchwachen. Ihre Keuschheit, das schwör' ich Ihnen, soll diese Zeit über zwar keine Gefahr bei mir laufen. Aber beim mindesten Lärm vor meiner Zimmertüre, bei der kleinsten Widersetzlichkeit von ihrer oder einer andern Seite, beim geringsten Angriff auf mich selbst, werden die drei Kugeln, womit jeder dieser beiden Läufe geladen ist, ihr

und ihrem zukünftigen Söhnlein zugleich das Lebenslicht ausblauen! Das schwör' ich bei meiner Seelen Seligkeit!" (Siehe die nachstehende Abbildung.)

Wohl eher des Himmels Einfall, als einer solchen Wendung, eines solchen Vorschlags, hatten Mann und Frau sich versehen. Wohl eine Minute lang schwiegen beide; dann thaten beide was sie konnten. Die Frau bat schließlich, sie doch gehen zu lassen, drohte in Dornmacht zu sinken, ums Knud auf der Stelle zu kommen, zu sterben sogar: alles vergebens. Der Mann begriff anfangs gar nicht, was das heißen solle; nahm dann auch zu Bitten und zur Betheuerung, daß der gnädige Herr hier in seinem Hause so sicher als in Abraham's Schoos sey, seine Zusucht; und drohte zuletzt, als gar nichts versieg, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und seine Leute zu Hilfe zu rufen. Der Graf blieb sich gleich. „Ich glaube allerdings, sprach er, daß der Herr Leute und Hilfe genug in der Nähe haben mag; aber gewiß so nahe nicht, um seine Frau vor dem Tode zu sichern. Sobald sich nur ein Hund an mich wagt, nur eine Hand sich hebt, ist ihr der Kopf zerhackt. Auch habe ich, ausser dem zweiten Lauf meiner Büchse, noch ein paar Taschenpuffer hier, die ihre Dienste treulich thun sollen. Ich kann übermannt werden, das gesteh' ich gern; doch drei oder vier Menschen werden mich hoffentlich dann begleiten; und dieses reizende Weibchen soll dann den Vorreihen vor allen haben. Dies ist so meine Art in manchen Wirthshäusern. Gefällt sie dem Herrn nicht, so sorg' er dafür, daß Morgen sein zeitig meine Pferde gesüttert, gestriegelt und angezwirrt sind. Jetzt aber pack' er sich ohne weitere Umstände. Dieses Zimmer ist für heute Nacht mein Zimmer."

Gegen wahre Entschlossenheit verlieren Schwächlicher gewöhnlich ihren Muth. So gieng es auch hier. Die Frau setzte sich, und der Mann gieng. In der sonderbarsten Lage von der Welt brachten unsere Beide die Nacht wachend hin. Tellwitz am Tische, der Wirthin gerade gegenüber, vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben, so gut er konnte. Immer hatte er dabei sein Gewehr im Arm zum Anschlag bereit. Beim kleinsten Geräusch im Hause machte er sich schussfertig. Aber auch eben so schnell zitterte das arme Weib dann sichtsicher, wie ein Verbrecher am Hochgerichte, und bat siebentlich, sich nur nicht